

Meine Lektüren 2024

Vampire und Stalin; Magie, blöd und cool; Wanderlust; große Schriftsteller auf Wiedervorlage; und eine Menge Surrealismus.

2024 war für mich in Sachen Literatur ein glückliches Jahr. Abgesehen von einer einzigen Ausnahme bin ich sozusagen auf Gold gestoßen, wohin ich mich auch wendete, und selbst die eine Niete war keine vollkommen qualvolle Lektüre (so wie etwa Hararis »Sapiens« letztes Jahr). Daher ist es auch so gut wie unmöglich, Lieblinge unter all den guten Büchern herauszuheben, die mein literarisches Jahr ausmachten. Wenn man mir aber das Versprechen gäbe, dass ich für jeden Favoriten, den ich nenne, einen Monat trostlosen westfälischen Winters in Frühling umwandeln kann, würde ich mit den folgenden Top Drei aufwarten.

Mehr als Vampire und Stalin

Zunächst einmal war da Jacob Mikanowskis großartiges »**Goodbye Eastern Europe**« (auf Deutsch als »Adieu, Osteuropa« erschienen), ein Buch, auf das ich durch eine [Folge des Podcasts BBC History Extra](#) aufmerksam geworden bin.

Wer mein Blog regelmäßig liest, wird wissen, dass ich einen kleinen Osteuropa-Fimmel habe. Und tatsächlich werde ich nicht müde, meine Behauptung zu wiederholen, dass es in Westeuropa einen ausgemachten Mangel an Interesse an und Vertrautheit mit den Völkern östlich des früheren Eisernen Vorhangs gibt, an ihrer Geschichte, ihren Kulturen, ihren Sagen, ihren Gebräuchen und Überzeugungen und Hoffnungen.

Selbst drei Jahrzehnte nach den Revolutionen in Osteuropa scheinen die Assoziationen, die viele Westler mit diesen Ländern und ihren Einwohnern verbinden, noch immer um ein kleines Knäuel alter Stereotype zu kreisen: Kriminalität, Korruption, Schlendrian, Tristesse, Alkoholismus und eine Vorliebe für starke Führer.

Mein Eindruck ist, dass viele gar nicht in Betracht ziehen, dass Europa nicht an den östlichen Grenzen der Bundesrepublik, Österreichs und Italiens endete, und dass ihnen Bulgarien oder die Slowakei oder Serbien ebenso fern sind wie Ghana oder Sri Lanka. Ich behaupte nicht, dass sei alles böse Absicht oder Osteuropäer seien frei von Vorurteilen. Und außerdem sind so einige Klischees über Osteuropa viel älter als der Kalte Krieg. Blicke ich jedoch auf die Weltkarte über meinem Schreibtisch und auf das kümmerliche Anhängsel an die gewaltige

Landmasse Asiens, auf diese winzige Halbinsel, die wir Europa nennen, dann kann ich nur zu dem Schluss kommen, dass es schlicht nicht genug Europa gibt, um es in Ost und West und Nord und Süd zu unterteilen, und dass es den Versuch wert ist, Brücken über die mentalen Gräben zu schlagen – eine nach der anderen, egal, wie mühsam der Prozess wäre.

Jacob Mikanowski hat ein Buch geschrieben, das Baumaterial für eine Menge solcher Brücken bietet. Es ist eine reichhaltige und dennoch erstaunlich kurzgefasste und sehr, sehr gutgeschriebene Schilderung der Geschichte, des Brauchtums, der Religion und der atemberaubenden Vielfalt jener Region, ausklingend mit einer offen bleibenden Betrachtung der Aussichten für ihre Bewohner.

*Viele osteuropäische Nationen stehen vor einem schwierigen Problem. Sie verfügen über ein Übermaß an Geschichte, haben aber einen Mangel an brauchbarem Narrativ. Das heißt, eine Menge Dinge sind ihnen widerfahren, aber nicht genug ist **durch** sie geschehen, um ein tief wurzelndes Gefühl einer gemeinsamen Bestimmung zu begründen. Vielerorts war nationale Selbstbestimmung in dieser Region etwas von kurzer Dauer, etwas Unvollständiges oder etwas immer wieder Unterbrochenes. Großmächte, und der Kampf gegen sie, bestimmten für gewöhnlich das Geschehen, während es nur relativ wenige Gelegenheiten gab, nationale Mythologien zu entwickeln, die frei vom Einfluss äußerer Mächte waren.*

(Jacob Mikanowski, »Goodbye Eastern Europe«)

Der unbekanntere Orwell

2024 war auch ein Jahr, in dem ich mehr von George Orwells Werk jenseits von »1984« und »Animal Farm« (»Farm der Tiere«) erkundete. Vor ein paar Jahren hatte ich bereits seinen frühen Roman »Burmese Days« (»Tage in Burma«) gelesen und später dann noch einmal und fand ihn so gut, dass ich mich fragte, ob es von diesem großen Autor nicht mehr dieser Art gibt. Natürlich gibt es mehr.

Und so kaufte ich mir vergangenes Jahr ein Exemplar von »**Coming Up For Air**« (»Auftauchen, um Luft zu holen«) und eines von »**Keep the Aspidistra Flying**« (»Die Wonnen der Aspidistra«). Sie sind beide wunderbar. Besonders ersteres hat eine Saite in mir zum Klingen gebracht, und ich habe es gleich zweimal hintereinander gelesen. Im Mai habe ich mit meinem [Blog-Eintrag »By the Pond«](#) bereits ein Loblied auf diesen Roman gesungen – daher muss ich meine Leser hier nicht mit weiteren Ausführungen ermüden.

Die Geschichte des zweiten Buchs ist insofern ähnlich, als wir darin einen einigermaßen einsamen und verlorenen Charakter begleiten und seinen Grübeleien über die Welt und seine

eigene Rolle darin folgen. Die Hauptpersonen beider Bücher haben eine tiefe Skepsis und die Sehnsucht nach einem Ausbrechen, wenn auch nur zeitweilig, gemeinsam. »Keep the Aspidistra Flying« aber ist deutlich düsterer, deutlich verzweifelter, denn es erleichtert uns nicht mit so etwas wie der Wärme der Kindheitserinnerungen von George Bowling und seiner geselligen Natur, Elementen, die viel vom Charme von »Coming Up For Air« ausmachen.

Egneresk

Als drittes schließlich findet sich in meinen Top Drei von 2024 eine weitere Geschichtensammlung von [Eugen Egner](#): »Gift Gottes«.

Letztes Jahr haben wir des hundertsten Todestages von Franz Kafka gedacht, und es gab den üblichen kurzlebigen Zinnober dazu. Aber egal – relevant ist für uns hier, dass *kafkaeske* Literatur nicht mit Kafka gestorben ist (sie ist im Übrigen nicht einmal mit ihm entstanden – was wiederum eine ziemlich kafkaeske These ist ...). Ein Name, auf den jeder vertrauen kann, der gerne mal einen Spaziergang in die Welt des Surrealen und Unheimlichen macht, ist Eugen Egner.

Ich habe letztes Jahr gleich drei seiner Bücher verschlungen, jedes mit etwa fünf bis zehn Geschichten (und ich bin sehr traurig darüber, dass nun nur noch ein Buch übrig ist, das auf meinen Lesehunger wartet). »Gift Gottes« hat mich am meisten beeindruckt, und ich würde es, ohne zu zögern, gemeinsam mit »Die Eisenberg-Konstante« als Egners Meisterwerk empfehlen.

Während in seinen Werken vor 2001 – in Texten wie Zeichnungen – das komische Element oder auch purer Nonsense vorherrschten, bewegte sich Eugen Egner später mehr und mehr in Richtung des Dunklen und Gespenstischen. Und diese Entwicklung schlägt sich in der hier erwähnten Reihe von Geschichtensammlungen nieder.

À propos Geschichten (im Gegensatz zu Romanen): es ist faszinierend, wie wenige Worte er braucht, um Welten zu schaffen, die uns, wie verdreht auch immer sie sind, mit ihrer Lebendigkeit und Stimmigkeit und ihrer dichten Atmosphäre in ihren Bann ziehen. – Eine interessante Randbemerkung mag hier sein, dass eine der Quellen, aus denen Egner seine Inspiration schöpft, die Schriften und Kunstwerke psychiatrischer Patienten sind. Hm.

Reiselust

Zwei weitere Lektüren, die ich schon erwähnt habe, waren »**The Worst Journey in the World**«, Apsley Cherry-Garrards packende Schilderung seiner strapaziösen Erlebnisse in der Antarktis, und Jack Londons quasi-autobiografisches Buch »**John Barleycorn**« (»König Alkohol«).

Cherry-Garrard erzählt die Geschichte der *Terra-Nova-Expedition* in die Antarktis und der Rolle, die er selbst dabei spielte. Er ergänzt die Erzählung mit Auszügen aus den Tagebüchern anderer Teilnehmer der Expedition, vor allem von Robert Falcon Scott und Edward Wilson, um so ihren unglückseligen Vorstoß zum Südpol zu rekonstruieren. – Ich habe diesem Thema meinen Blog-Eintrag [»Angels and Fools«](#) gewidmet.

Auch Jack London hatte viele Widrigkeiten zu überwinden, allerdings scheinen sein ärgster Gegner nicht lebensfeindliche Naturgewalten gewesen zu sein, sondern es war der Alkohol. Mein Blog-Eintrag [»Klondike«](#) bezieht sich auf Londons Buch.

Nicht lange nachdem ich »John Barleycorn« gelesen hatte, kaufte ich mir die umfassende Biografie »**Jack London: An American Life**« von Earle Labor, einer Autorität, vielleicht *der* Autorität für das Werk und Leben des großen Schriftstellers. Labors Buch ist ebenso spannend zu lesen wie einer der Romane des Mannes, dem er sein Berufsleben gewidmet hat – und es ist ein interessantes Korrektiv hinsichtlich der einen oder anderen Begebenheit oder einzelner Details, wie sie von Jack London selbst dargestellt wurden.

Hätte es ein paar Wochen früher eine offene Stelle gegeben oder einen etwas mitfühlenderen Leiter des Postamts, dann hätte Amerika womöglich einen pflichtbewussten Angestellten gewonnen, einen, der schlicht die Post anderer Leute ausgetragen hätte, während der Name Jack London höchstens in der Stelle für unzustellbare Briefe aufgetaucht wäre.

(Earle Labor, »Jack London: An American Life«)

Wo der Zauber wohnt und wo nicht

Es gab weitere Bücher, die mein literarisches 2024 bildeten, zum Beispiel das wunderbare (wenn auch etwas lang geratene) Buch »**Dichter in Cafés**«, in dem uns Hermann Kesten auf eine Zeitreise durch einige der großen europäischen Metropolen mitnimmt und in die Cafés, die über die Jahrhunderte hinweg, von Dean Swift bis zu Kestens eigenem Zeitgenossen und Freund Joseph Roth, der Tummelplatz der Dichter und Denker und Bohemiens waren.

Oder ein weiteres Werk von Daniel Kahneman – »**Thinking, Fast and Slow**« (»Schnelles Denken, langsames Denken«) – mit neuerlichen Einblicken in die Art und Weise, wie unser Verstand funktioniert (oder versagt), insbesondere wenn es um das Fällern von Urteilen und das Treffen von Entscheidungen geht.

Und dann war da noch »**Who Killed Mr Moonshine?**«, die Geschichte der Band *Bauhaus*, erzählt von David Haskins, dem Bassisten und Songschreiber der Band. Damit sind wir nun schließlich bei der einen Lektüre des vergangenen Jahres angekommen, die ein wenig enttäuschend war. Nicht gänzlich schlecht oder langweilig. Das Buch ist ein wirklich schön aufgemachtes Schatzkästchen voller Daten, Anekdoten und Fotos, das jedem Bauhaus-Fan den Preis ganz ohne Zweifel wert sein dürfte. Ich habe die ersten Kapitel auch wirklich genossen, alles über die frühe Anfangszeit, das Entstehen der Band, die ersten Auftritte in Bars, den Durchbruch. Haskins erzählt diese Geschichte locker und mit viel Selbstironie.

Aber dann wird meiner Meinung nach alles verdorben, wo Haskins beginnt, sich über »Magie« auszulassen, darüber, wie er sie für sich entdeckte, und darüber, inwiefern sie sich von »Schwarzmagie« unterscheidet und wie er sie mit Erfolg anwandte und blah, blah, blah. Mein Eindruck ist, dass sich an diesem Punkt alle Leichtigkeit, aller Esprit, alle Ironie aus der Erzählung verflüchtigen. – Dazu kommt noch, dass er sich nicht entblödet, typische Rockstar-Geschichtchen aufzutischen. Ihr wisst schon: Frauen, die ganz wild auf ihn waren und die er leicht hätte haben können; Zugang zum inneren Kreis von Berühmtheiten wie William Burroughs (ohne irgendetwas wirklich Interessantes zu erzählen); und all die band-internen Streitereien (an denen selbstverständlich ausnahmslos Sänger Peter Murphy und sein verkorkster Charakter schuld waren). Das wurde mir alles so langweilig und verdrießlich, dass ich zugegebenermaßen etliche Seiten der zweiten Hälfte des Buches übersprang.

Nun kann ich nur hoffen, dass mich Haskins mit all seinen magischen Kräften nicht mit einem bösen Fluch belegt, falls er das hier liest!

Magie *kann* aber in einem Buch auch etwas Gutes sein. Wie man das hinbekommt, zeigt Terry Pratchett! Sein Scheibenwelt-Roman »**Hogfather**« (»Schweinsgalopp«) ist meine persönliche Weihnachtstradition, und so habe ich ihn schon zigmal gelesen. Letztes Jahr allerdings zum ersten Mal im englischen Original, das mir nicht nur die gewohnte Unterhaltung bot, sondern auch die interessante Möglichkeit, zu sehen, wie die Übersetzer der deutschen Fassung all die vielen Wortspiele und Insider-Witze gehandhabt haben.

Retro

Was das wiederholte Lesen von Büchern angeht, so fand ich, dass es einmal wieder an der Zeit war, meine große Mark-Twain-Familienausgabe aus dem Regal zu ziehen und in Twains großartigen Romanen zu schmökern. Meine Lieblinge waren »**Life on the Mississippi**« (»Leben auf dem Mississippi«) und »**A Connecticut Yankee in King Arthur's Court**« (»Ein Yankee am Hofe des König Artus«). Und auch die »**Adventures of Huckleberry Finn**« (»Die Abenteuer des Huckleberry Finn«) – diese Geschichte allerdings nur bis zu dem Zeitpunkt, zu dem Tom Sawyer in die Geschichte eintritt. Ich kann nichts dagegen tun: ich mag Tom Sawyer nicht, ich kann ihn nicht ausstehen, und ich kann wirklich nicht verstehen, warum ein großer Schriftsteller wie Twain diesen Charakter einen bis dahin wunderbaren Roman verderben, ja beinahe zerstören und ihn in eine reichlich flache Schmierenkomödie verwandeln lässt.

Ich bin nicht der einzige, der auf die letzten Kapitel mit einer Träne im Auge blickt. Laut dem [englischen Wikipedia-Artikel zu diesem Roman](#) haben etliche andere Schriftsteller Kritik geäußert: »Many subsequent critics, Ernest Hemingway among them, have deprecated the final chapters, claiming the book “devolves into little more than minstrel-show satire and broad comedy” after Jim is detained. [...]«.

Ein weiteres Buch, das ich nach langer Zeit wiedergelesen habe, ist »**A Midsummer Night's Death**« von K. M. Peyton. Dieser Roman wendet sich eigentlich an ein junges Publikum, Jugendliche, und ich selbst habe ihn in der Schule im Englisch-Leistungskurs gelesen. Damals konnte ich ihm nicht besonders viel abgewinnen – die vielen Zeichnungen und Kritzeleien, mit denen das Buch verziert ist, sind Zeuge für meinen Mangel an Begeisterung. Heute aber bin ich meinem Englischlehrer dankbar, denn ohne ihn wäre ich niemals auf diesen ganz fabelhaften Roman gestoßen.

Und das war's! Vorerst.

